

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitung Nr. 4827) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Redaktion: Tauscher Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Anserte werden die halbpastene Beilagen oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Ueber Genossenschaftswesen.

* Leipzig, 4. August.

In einem früheren Artikel (siehe unsere Matnummer) haben wir nachgewiesen, daß die führenden Genossen in Belgien dem Marxismus fern und den von Broudhon aufgestellten Lehren bedeutend näher stehen. Bei Broudhon findet man das Haften an der Oberfläche, das Herumkurieren an Mißständen, wie sie sich dem ersten Blick, ohne tiefere Untersuchung, darbieten, in ganz hervorragendem Maße. Und den belgischen Sozialisten ist Broudhons Vaterschaft sehr deutlich anzumerken. Ihr ganzer Kollektivismus, den wir in jenem früheren Artikel zu schildern versuchten, beruht auf solcher unseres Erachtens oberflächlichen Beobachtung. Es genügt in der That wenig Aufmerksamkeit, um zu erkennen, daß es einerseits Leute gibt, und zwar recht viele, die bei schwerer Arbeit sich mit einem geringen Wochenlohn begnügen müssen, während andere ein solches Einkommen genießen, ohne daß sie überhaupt zu arbeiten nötig hätten. Also ungleiche Verteilung der Güter. Hier macht die Beobachtung schon Halt und es wird ein Zukunftsplan ausgearbeitet, in welchem die Verteilung der Güter gerecht vor sich geht. Man bemesse in Zukunft den Genuß jedes einzelnen nach seiner Arbeit; wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen, und überhaupt soll ein jeder an den Gütern und Freuden des Lebens Anteil haben in dem Maße, wie er zu ihrer Herstellung beigetragen hat. Der Zukunftsstaat ist fertig, und es handelt sich nur noch darum, die Mittel und Wege zu seiner Einführung zu finden. Und so kommen wir zu dem verblüffenden Resultat, daß dieselben Leute, die sich in ihrer „praktischen Gegenwartarbeit“ gefallen, die dem Marxismus Utopien und Zukunftssträumereien vorwerfen, ungezählte Druckseiten mit Ausmalung ihres Zukunftsstaates ausfüllen. So hat z. B. Wandervelde neuerdings (1900) ein neues Buch über den Kollektivismus erscheinen lassen, in welchem ein ganzes Kapitel der Widerlegung der Einwände gegen das „Recht auf den vollen Arbeitsertrag“ nebst längerer Begründung des kollektivistischen Zukunftsstaates gewidmet ist. Der Marxismus dagegen zieht nur aus einigen feststehenden Thatsachen einzelne ganz bestimmte Schlüsse auf die Zukunft, nicht anders, als jede Wissenschaft das thut, lehnt aber im übrigen jede Zukunftsplanung ab, welcher Art sie auch sein möge.

Die Erwägungen nun, welche die Arbeiter, in Belgien wie in Deutschland, zur Gründung von Genossenschaften drängen, beruhen zunächst ebenfalls auf der Wahrnehmung von Uebelständen, so wie sie dem ersten Blick erscheinen. Der Arbeiter wird häufig beim Einkauf überteuert. Da er keine Warenkenntnis hat und auch nicht immer bar zahlen

kann, so macht sich das mancher Händler zu nuge. Im großen aber kauft man billiger ein, als im kleinen. Der einzelne Arbeiter braucht nicht viel, aber wenn sich viele zummentum und gemeinschaftlich einkaufen, so können sie doch die billigen Preise des Großhandels erzielen. Ueberdies können sie mit dem Einkauf einen Fachmann betrauen und so die Uebervorteilung vermeiden. Das zu sehen, genügt der gesunde Menschenverstand, ohne wissenschaftliche Vertiefung. Es ist deshalb sehr vernünftig, daß die Arbeiter aller Orten an die Gründung von Konsumvereinen gehen, und die Erfahrung hat ja auch gezeigt, daß die erhofften Vorteile des billigeren Einkaufs wirklich eingetreten sind.

Aber auch Nachteile sind eingetreten. Freilich nicht deshalb, weil eine Anzahl Arbeiter sich zu gemeinschaftlichem Einkauf zusammengethan hat, sondern weil übereifrige Wortführer aus den Konsumvereinen ganz etwas anderes teils wirklich gemacht haben, teils machen wollen, und weil sie dabei bis zum Ueberdruß die „praktische Arbeit“ der Konsumvereine der „grauen Theorie“ gegenüberstellen.

In Belgien bilden die Genossenschaften (es sind Konsumvereine, die meist auch etwas Eigenproduktion haben) das Rückgrat und die Aushängewort der sozialdemokratischen Partei. Das ist an sich kein ungesunder Gedanke. Sicherlich lassen sich aus Konsumvereinen bei geschickter Leitung große Summen herausheben. Deshalb soll man sie nicht dem Verleumdungskampfe des Proletariats nutzbar machen? Aber dabei bleibt man in Belgien nicht stehen, sondern es wird verlangt, daß jeder Parteigenosse Mitglied einer Genossenschaft sei. Niemand kann in der Partei ein Amt bekleiden, niemand kann von der Partei als Kandidat für ein öffentliches Amt aufgestellt werden, der nicht Mitglied einer Genossenschaft ist. Wie ungesund dies ist, zeigt sich schon daran, daß es auch Genossenschaften außerhalb der Partei giebt, und daß manche Parteigenossen dort noch aus früherer Zeit her Mitglieder sind. Sie können die Mitgliedschaft nicht aufgeben, ohne wesentliche Verluste zu erleiden. Sollen sie nun auf Grund ihrer Mitgliedschaft in nicht sozialistischen Genossenschaften Aemter innerhalb der Partei bekleiden dürfen, oder soll man sie nicht für volle Parteigenossen ansehen, obgleich doch ihre Genossenschaft alles erfüllt, was man vernünftigerweise von ihr verlangen kann? Und kann nicht, wer gar nicht Genossenschaftler ist, doch ein vollwertiger Sozialdemokrat sein?

In Deutschland wiederum, wo das Genossenschaftsgesetz nur hundert, die Uebereschüsse der Konsumvereine für die Partei zu verwenden, macht sich eine gerade entgegengesetzte Strömung fühlbar. In gewissen Kreisen, zu Hamburg insbesondere, will man die Genossenschaften unter allen Umständen „neutral“ erhalten. Nun ist es ganz richtig, daß man Kaffee, Zucker und Eier nicht sozialdemokratisch einkaufen kann, und in

diesem Sinne sind die Genossenschaften ohne weiteres neutral. Aber die Hamburger Neutralität geht viel weiter, sie verlangt, daß der Sozialdemokrat innerhalb der Genossenschaft gewissermaßen seine sozialdemokratische Haut abziehen soll. Er soll also etwa am Dienstag in der Versammlung des politischen Vereins Sozialdemokrat, am Mittwoch in der Generalversammlung des Konsumvereins nicht Sozialdemokrat sein. Diese Sucht, sich mit allen möglichen Leuten unterschiedslos zu vermischen, dieses ängstliche Streben, jeden sozialdemokratischen Schein zu vermeiden, immer das hervorzukehren, was uns mit der bürgerlichen Welt verbinden könnte, und das in den Hintergrund treten zu lassen, was uns von ihr trennt — also gerade das, was unser Wesen als Sozialdemokraten ausmacht — hat ja bisher in der deutschen Arbeiterschaft glücklicherweise nur Kopfschütteln verursacht. Aber sicherlich liegt hier eine Gefahr. Wenn es den Aposteln dieser Sorte von Neutralität niemals gelingen sollte, innerhalb unserer Partei zahlreiche Anhänger zu gewinnen, so wäre damit die abschließliche Verschleierung unserer Ziele, die Verflüchtigung unserer Bewegung in bedrohliche Nähe gerückt. Hier liegt auch der Grund, weshalb man so oft den Konsumvereinen den Vorwurf macht, sie müßten zur Verflüchtigung führen, ein Vorwurf, der die Konsumvereine an sich ganz unbegründet trifft.

Ein weit schlimmerer Mißstand liegt unseres Erachtens darin, daß gerade die bekanntesten Propagandisten des Genossenschaftswesens in ihren Schriften sich einer verwirrenden Verflüchtigung unserer Theorie schuldig machen. Und hier kommen wir wieder auf unser eigentliches Thema zurück.

Der „gesunde Menschenverstand“, d. h. die oberflächliche Betrachtung zeigt, daß jede Ware vom Konsumenten weit teurer bezahlt wird als ihre Herstellung kostet; der „gesunde Menschenverstand“ schließt daraus, daß der Handel die Waren verteuert. Jeder Händler, der die Ware zum Zweck des Wiederverkaufs an sich bringt, schlägt seinen Gewinn auf den Preis. Je mehr Zwischenhändler also eine Ware passiert, desto teurer wird sie. Beseitigen wir den Zwischenhandel, dann werden die Waren weit billiger sein, die Lebenshaltung des Volkes wird weit besser, und wenn es vielleicht gelingt, alle Zwischenhändler zu beseitigen, so werden die Waren zu ihren Herstellungskosten, zu ihrem „wahren Wert“ verkauft werden.

So stellt sich die Sache in der That auf den ersten Blick dar, und es ist klar, daß hierin ein mächtiges Agitationsmittel für jeden Konsumverein liegt. Deshalb wird es auch nach Kräften ausgenutzt. Nun hat aber die gründliche wissenschaftliche Forschung längst nachgewiesen, daß dies alles ein falscher Schein ist, daß der Zusammenhang in Wirklichkeit ein anderer ist. Das nachzuweisen, ist an

Seuilleton.

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Wiebig.

Bertha festete die schönen blauen Augen auf die Herrin. „Ich weiß, was ich gnäd'ge Frau schuldig bin. Aber man möchte doch niemand verdächtigen. Ich habe die Marie für ganz ehrlich gehalten.“ — sie machte eine Pause, als ob sie überlege und setzte dann rasch hinzu: — „Ich glaube das auch noch. Ich weiß nicht, wie's zugeht, ich denke immer.“ — sie stockte.

„Nun, was denken Sie?“
Bertha lächelte fein. „Gnäd'ge Frau müssen's nicht übel nehmen, aber gnäd'ge Frau haben so viel im Kopf, gnäd'ge Frau vergessen von einem Tag zum anderen, was da im Schrank steht. Nicht mal unsereiner kann sich das ja so genau merken!“

Der Sohn lachte. „Sehr richtig! Mama, ich bitte Dich, wird sich eine wohl so viel Umstände machen, in Deinem Schrank zu naschen, die draußen die Sachen selber kocht?“

Ein rascher, stubiger Blick Berthas streifte den jungen Mann.

„Da mußt Du ganz wo anders suchen, Mama!“
„Ich bringe aber doch sehr vieles vom Konditor mit.“ beharrte Frau Selinger. „Neulich die petits fours waren von Hövell und jetzt das Eingemachte: französische Konserve von Lindstedt.“

Der Sohn warf ein Bein über das andere. „Na, und wenn schon! Bagatellen, Mama!“

„Ich glaube auch, gnäd'ge Frau irren sich bestimmt,“ sagte Bertha sehr ernsthaft. Und dann hob sie mit ihren schlanken Armen das schwere silberne Tablett mit Theegeschirr und trug es zur Thür. Aufmerksam hielt sie den Blick unter den goldigen Wimpern darauf geheftet; kein Köffchen klirrte.

XIV.

Silbergefäße, Porzellanekker, Gläserklingen, Pfropfenknallen, feinste Eßgerüche. Bei Selingers war Gesellschaft.

Bertha eilte flüchtig wie der Wind vom Eßzimmer in die Küche, aus der Küche ins Eßzimmer. Nur ein Augenblick des Bögers vor der Thür, ein hastiges Umherblicken, dann ein Hineinfahren mit zwei spitzen Fingern in den künstlichen Aufbau des Kochs, ein Hinunterschlingen des glühenden Leckerbissens, daß das Wasser in die Augen schoß und das Feuer im Magen brannte.

Wozehn Tage hatte sich Bertha bezähmt, die ungestillte Gier hatte sie fast krank gemacht; jetzt konnte sie nicht mehr widerstehen: Genießen, genießen!

Ihre Wangen glühten, ihre Augen glänzten. Es war ihr gelungen, hinter dem Rücken des Lohndieners, vor dem süßen Wein zu nippen, der zur Suppe gereicht wurde; nun lauerte sie auf den Champagner.

Heut würde Frau Selinger nicht kontrollieren können. Welch unzählige Süßigkeiten zwischen den Blumen der Tafel! Es war nichts gespart: kandierte Früchte und Sahnehochladen, petits fours und Cognackfischen, Eiswäffeln und seidenbandumwundene Nüsschen, Malagatrauben und französische Pfirsiche, heilantische Mandarinen und kalifornische Ananas. Und in der Mitte ein Baumkuchen, wie ein Turm der Süßig-

keit, mit knusprigen Backen, starrend in seinem Zucker-

güß.
Berthas Augen schlossen sich halb und verschwammen, wenn sie ihn ansahen. Sie fühlte dann eine lähmende Willenslosigkeit, ein Hingeben ihres ganzen Seins; nur ein Wunsch war in ihr rege: „Dem da eine Backe abbrechen, hineinbeißen, daß der Guß knirscht!“

Sie schüttelte sich. Sie seufzte tief.
Seute würden sie draußen in der Küche doch auch etwas davon abbekommen, es war ja so viel da!

Mit einem bösen Seitenblick schielte sie nach Frau Selinger, als diese nach aufgehobener Tafel, während die Gäste in den Salon gingen, zurückblieb, um die Süßigkeiten zu verschlecken. Bertha selbst mußte ihr noch Tellerchen und Schälchen zureichen. Sie stand hinter ihrer Herrin, die kaum die Schäge all im Suffestschrank bergen konnte, und biß die Zähne aufeinander, während ihr das Wasser im Munde zusammenlief, und ballte die Linke zur Faust in den Falten des Kleides. Eine Wut erhob sich plöblich in ihr, ein tödlicher Haß gegen die Herrin, die ihr eins nach dem anderen entzog.

Gleich darauf hätte sie weinen mögen vor ungestilltem Verlangen! Sie mußte was davon haben!

Und dann half sie doch dem Lohndiener, dem armen Kerl, die Nachreste von den Tellern der Herrschaften für seine Kinderchen zusammenzufuchen; er hatte ihr erzählt, daß die immer sehnsüchtig auf seine Rückkehr harrten und weinten, wenn der Vater nichts mitbrachte.

Jetzt, als sie in ihrem Bette lag und nicht schlafen konnte, ärgerete sie sich über ihre Gutmütigkeit. In ohnmächtigem Grimm biß sie in den Zipfel ihres Kissens. Wenn ihr der junge Herr nicht ein Glas Champagner gebracht hätte, so wäre ihr auch der entgangen. Aber